

Zeitung für das Dilltal.

89 (2. Blatt.)

Samstag, den 17. April 1915

75. Jahrgang

Die Kämpfe um die Dardanellen.

Ischanak Kalesi, 12. März.

Nachdem die Beschießungen der starken Forts am Eingang zu den mittleren Dardanellen den telegraphisch gemeldeten und seitdem auch ausführlich geschilderten Kämpfen gezeitigt hatten, trat eine Unterbrechung der Operationen des englisch-französischen Geschwaders ein. Man gab von seiner Gegenwart durch gelegentliche Beschießungen der Ortschaften an den äußeren Dardanellen, die durch das anhaltende Feuer der schweren Schiffe teilweise fast völlig in Trümmer gelegt sind, trotzdem aber noch genügend von der tapferen türkischen Infanterie besetzt gehalten und gegen jeden Landungsversuch energisch verteidigt wurden. Hier und da sandte man einen feurigen Gruß in die Hügel, in denen man die gefährlichen Haubitzenbatterien vermutete, auch schickte man einige Boote in die Nähe der Minenfelder, die prompt von den Sperrbatterien beschoßen und teils zum Sinken gebracht, teils zur Flucht gezwungen wurden. Im allgemeinen jedoch herrschte Ruhe, vielleicht ein Zeichen dafür, daß die Engländer die Ergebnisse ihrer Bemühungen eingesehen und beschlossen haben, es mit einer anderen Taktik zu versuchen. In der Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag endlich wurde der Kampf ausgespielt in der Form eines energischen Nachtangriffes auf die Minenfelder und die Scheinwerfer. Es war eine Nacht, wie für ein solches Unternehmen geschaffen. Einem wunderbar klaren Tage hatten sich die Schwaden des abendlichen Nebels wie ein ganz feiner, kaum merklicher Schleier auf das Wasser der Meerenge gelegt, das das klare Sternlicht schwächte, dazu die blendende Leuchtkraft der großen Scheinwerfer, die mit ihrem fortwährenden Umherirren, ihrem raschen Wechsel im Auf- und Absteigen die Zielsicherheit der Schiffgeschütze sehr beeinträchtigten, bedeutend ab. Im Vertrauen auf die günstigen Verhältnisse wagte der Feind den Vorstoß. Zwischen 10 und 11 Uhr begann es, wie man vom Turme des alten Schlosses Kalesi Sultanisch aus beobachten konnte, den äußeren Dardanellen lebendig zu werden. Auf den Hügel blühten die Signallichter auf, die Scheinwerfer veränderten ihren Fokus in raschen Abständen, bald den Wasserhügel, bald den südwestlichen Horizont beleuchtend, so daß man in den Lichtkreisen die Rauchwolken der am Eingang der Meerenge auftauchenden feindlichen Schiffe sah. Um 11 Uhr meldete die Beobachtungsstation: eine feindliche Flotte, bestehend aus einem Kreuzer, zwei Torpedobojägern und 13 Minensüßern in Sicht. Im Ru sind an der ganzen 15 Kilometer langen Strecke der äußeren Dardanellen die Mannschaften auf ihrem Posten und die Batterien klar zum Schuß, ohne daß sich dem Auge des Beobachters eine Verwirrung zeigte. Alles vollzieht sich unter dem Schutze der Dunkelheit, nur die mit halblauter Stimme gegebenen, in der Stille der Nacht aber deutlich vernehmbaren Kommandos lassen erkennen, was unten vorgeht. In der Ferne sieht man im Lichtfeld der Scheinwerfer die Silhouetten der feindlichen Schiffe austauschen, die — in völligem Gegenlicht zu der bei den Tagesoperationen beliebigen Taktik — ihrem Feuer sehr zurückhaltend sind und nur mit starken Schüssen in notwendigster Not die Hügel am europäischen Ufer beschleichen, um die Mannschaften der Sperrbatterien zu irritieren. Der Kreuzer hat das Bestreben, die Minensüßern möglichst weit hereinzutreiben und sich selbst im Hinterrunde zu halten, als die stärkste, aber auch teuerste der im Kampf geführten Einheiten. Fast eine halbe Stunde lang, die unter der fortwährenden steigenden Spannung zur Unendlichkeit wird, dauert

das Geplänkel der Scheinwerfer. Da blüht im Westen eine mächtige Flamme auf, den Horizont für ein Bruchteil der Sekunde taghell erleuchtend, und bald darauf hallt es dröhnend durch die Nacht, ein langes grollendes Echo in den Bergen erwidert: eine Batterie hat das erste Schloß gefunden, und in drohender Nähe der feindlichen Schiffe schlägt die erste Granate ins Wasser, im Aufschlage explodierend in leuchtender Feuergarbe. Turmhoch steigt die Wasserdampfsäule, und ein Hagel von Sprengstücken fährt in die Flottille der Minensüßern.

Run ist auch den Geschützen der englischen Schiffe die Zunge gelöst. Ihr Feuersturm öffnet sich und ohne Wahl zielt der Strahl hinüber nach dem Ufer, von dem der unwillkommene Gruß herkam, nach den Bergen zwischen Rum Kalesi und Dardanos, nach den Ufern, wo über dem Wasserspiegel die Scheinwerfer ihr bewegliches Spiel treiben. Auf die letzteren besonders richtet sich das Feuer, das von Minute zu Minute an Festigkeit zunimmt, während unter dem Hagel der von beiden Ufern herinschallenden Sprenggeschosse die Minensüßerflottille auseinandergebrochen ist wie die Kugeln, wenn der Warden die Henne anfaßt. Schuß auf Schuß dröhnt durch die Nacht mit ohrenbetäubender Gewalt. Es wird nicht mehr für eine Sekunde still, denn ehe der Donner in den Bergen verklungen, ist schon der Schall des neuen Schusses die wenigen Kilometer weit getragen, die in diesem Nachtsturm die Parteien trennen. Gewaltige blaue Feuergerben mit gelben Kronen blühen auf in der Nähe der Scheinwerfer, oft so nahe bei ihnen, daß die ausgewählte Erde sie mit Schmutz überschüttet, und der Himmel wird in ein schauriges Feuermeer verwandelt. Am Ende einer Stunde merkt das geübte Ohr des Mannes an der Beobachtungsstation, daß die Zahl der Sekunden, die zwischen Blitz und Knall vergehen, sich mehrt. Bald hat sie 30 überschritten, — der Feind ist wieder die 15 bis 16 Kilometer zwischen sich und die Batterien gelegt, und rasch flaut der Kampf ab. Um Mitternacht verhallt der letzte Schuß in der Ferne, und eigentümlich wirkt nach dem Höllenlärm die plötzliche dunkle Stille. Ist es das Ende für heute? Wieder spielen die kleinen Signallichter, in der Telefonzentrale und auf der „S. T.“-Station wird flieberhaft gearbeitet. Die Beobachtungen über die Wirkungen der Schüsse werden ausgetauscht und dem Oberkommando übermittelt. Dazwischen kommt die Meldung, daß der Feind am Eingang zur Meerenge bleibt. Mit dem Schlafen ist es also für heute nichts, alles bleibt auf dem Posten, und mit unendlicher Langsamkeit schleichen die ersten Stunden des jungen Tages dahin mit der ermüdenden, aber so sehr wichtigen Beobachtung der Wasserfläche.

Gegen 2^{1/2} Uhr klingelt das Telefon wieder, auf den Bergen wird es lebendig; die feindliche Flotte fährt wieder ein, und mit fast minutiöser Genauigkeit wiederholt sich das schaurig-schöne Schauspiel des nächtlichen Artilleriegefechts. Wieder richten sich die feindlichen Geschütze in der Hauptachse auf die Scheinwerfer, wieder ist der Horizont ein blendendes Feuermeer, und die Erde zittert unter dem Dröhnen der Schüsse und dem gewaltigen Knall der explodierenden Granaten. Minutenlang, viertelstundlang herrscht ein Lärm, als sei eine ganze Hölle losgelassen. Aber mit einer unerschütterlichen Ruhe arbeiten die Scheinwerfer, fortwährend die Richtung ihrer Strahlen und den Charakter ihres Lichtes verändernd, für Minuten sich auch in tiefes Dunkel hüllend. Und der Feind merkt zu seinem Schaden, daß es zwar leicht, auf Scheinwerfer zu schießen, aber gar schwer, sie zu treffen. Immer und immer wieder wird der

Kampf aufgenommen, drei Minensüßern sind schon, als Opfer ihres Berufs, mit entsetzlichem Knall in die Tiefe gefahren. Da trifft eine Granate das Deck des englischen Kreuzers. Man kann trotz des Lichtes, das sämtliche Scheinwerfer sofort ihm in verschwenderischer Fülle zukommen lassen, nicht genau die Wirkung erkennen, die der Treffer auf dem Schiff ausübt, aber sie tritt bald klar hervor: Langsam zieht sich die Flottille zurück, diesmal weit hinaus aus dem Gesichtsfeld der letzten Signalstation. Still wird es in den Forts. Die Mannschaften treten ab und nur die Wachen an den vielen, vielen Beobachtungsstellen bleiben auf ihren Posten.

Mit diesem großen Nachtgefecht scheint der erste Abschnitt der Kämpfe um die Dardanellen sein Ende erreicht zu haben. In der folgenden Nacht erschienen wohl einige Schiffe am äußersten Ende der Dardanellen, zogen sich aber nach wenigen Schüssen der Batterien zurück, ohne daß es zu einem Kampf gekommen wäre. Seitdem herrscht Ruhe. Der Feind hat am Tage den Angriff versucht mit direktem Feuer aus Mienenentfernungen und mit indirektem Feuer der modernen Dreadnoughtgeschütze über die Hügel des europäischen Ufers hinweg, ohne daß die beschossenen Batterien Schaden erlitten hätten. Er hat mit nachlässigen Angriffen die Vernichtung der Scheinwerfer und die Durchbrechung der Minenfelder versucht, und auch dies ist mißlungen. Damit kann der erste Angriff auf die Hauptpositionen an der Meerenge als abgeschlagen gelten, dank der Wachsamkeit ihrer Verteidiger, der Umsicht und Tatkraft des Oberkommandos, der Pflichttreue und Unerschrockenheit der Offiziere und Mannschaften, die sich ganz besonders auch beim Abschlagen der feindlichen Landungsversuche bewährten.

Was weiter geschieht, kann niemand voraussagen. Das Ende der Kämpfe um die Dardanellen ist jedenfalls noch weit, die Engländer werden nun auf neue Wege sinnen, um ihr Ziel zu erreichen und energisch weiter zu verfolgen. Aber inzwischen ist die Verteidigung nicht müde, und sie kann dem weiteren Fortgang der Feindseligkeiten mit ruhiger Zuversicht entgegensetzen.

(Der Bericht ist vor der für die Verbündeten so ungemein verlustreichen Seeschlacht vom 18. März geschrieben und verfaßt hier eingetroffen. Wir hielten ihn aber um seiner anschaulichen Schilderung willen der Veröffentlichung doch noch für wert.)

Gespräche mit einem deutschen Unterseebootführer.

Einen anschaulichen Einblick in die Tätigkeit unserer kühnen Unterseeboote gewährt eine Schilderung, die Kapitänleutnant Klaus Hansen, der Führer von „U 16“, dem amerikanischen Berichterstatter Karl v. Wiegand gegeben hat und die dieser in der „New York World“ veröffentlicht. Kapitänleutnant Hansen, der den britischen Dampfer „Dulwich“ und die französischen „Bille de Ville“ und „Dinorah“ zum Sinken gebracht hat, wird von dem Amerikaner „als ein glänzendes Beispiel jenes neuen Menschentypus, den der Unterwasserkrieg hervorgerufen hat“, bezeichnet. „Wie andere dieser U-Boot-Offiziere, denen ich begegnet bin, hat er weiche, feingemaltete, zarte Züge, klare, feste Augen, eine schlanke, geschmeidige Figur und besitzt jene bewegliche Elastizität der fähigsten Nerven, die stets bereit ist zum sofortigen Handeln, zu schnellen Entschlüssen und größter Geistesanstrengung. Solche Männer machen einen unergreiflichen Eindruck, wie wenn sie nur ein Teil des feinen und starken Mechanismus ihrer Unterseeboote wären, deren Augen und Gehirne sie wirklich sind. Kapitänleutnant Hansen setzte auseinander, daß jedes Unterseeboot eine bestimmte Strecke bekommt. Seine letzte Ausfahrt ging

An den Ufern der Drina.

Roman von Ernst Klein.

Nachdruck verboten.

(30. Fortsetzung.)

Scheint mir auch so“, meinte Desider. „Als wir heute bald so gegen den Buß zu abstreifen, bekamen wir einmal so einen verdächtigen Kerl zu Gesicht. Wir sahen ihn an — ist, war er weg, wie in den Erdboden versunken.“
„Sie dürfen sie aber nicht verlieren“, sagte Desider.
Franz erwiderte nichts. Er dachte an die Szene vom Nachmittag.
„Was hast du?“ fragte Desider, der mit Erstaunen sah, wie sich des Freundes Gesicht umdüsterte.
„Nichts Besonderes, mein Junge“, antwortete Franz. „Aber's dir schon gelegentlich mal erzählen.“

Wieder zog sich Tag um Tag durch das Tal. Kammer wie der andere, ging einer wie der andere. Hier und da meldeten die Patrouillen von diesem oder jenem verdächtigen Kerl, den sie um das Dorf gesehen haben. Einer wurde angeschossen, augenscheinlich schwer verwundet, wachte aber doch noch in der letzten Minute zu. Gelegentlich knallte auch einmal ein Schuß vom anderen Ufer herüber; das einzige Opfer dieser feindlichen Zielübungen war aber die wohlgefüllte Feldflasche des Eder Toni, den sie aus der Hand geschossen wurde, als er sich gerade daran laben wollte. Na, der wackere Steirer fluchte nicht. In Witkowitz fing er an, und als er nachher in Racovac auf seinem harten Strohsack lag, war er noch nicht fertig.

Von der großen Welt, die hinter den Bergen lag, hörten sie nicht viel. Wöchentlich einmal kam die Feldpost und brachte die Briefe und Zeitungen. Aber wenn Franz und Desider die Journale in den Händen hielten, dann war die Weltgeschichte schon um zwei, drei Wochen vorausgelaufen. Sie diskutierten die Ereignisse, wie sie sie lasen, und freuten sich, wenn sie am nächsten Posttag ihre politischen Prophezeiungen bestätigt fanden.

Auch die größten und bestinformierten Journale verstanden ihnen nicht zu sagen, ob der Krieg ausbrechen würde oder nicht. Bald waren sie pessimistisch, bald optimistisch. Bald hieß es, die Serben geben nach und wollen mit Wien direkt verhandeln, bald, die Serben wollten Oester-

reich-Ungarn vor das Tribunal eines europäischen Schiedsgerichtes schleppen.

„Der Teufel soll sich mit den Zeitungen auskennen“, polterte Franz. „Ich sag' dir was, Desi. Mir wird die Geschichte zu dumm. Nächstens nehm' ich meine Dragoner und reit' hinüber. Wagt da kommen, was da will. Mich juckt's in der Faust, im Arm, im ganzen Leib — Himmelhergott, bis jetzt waren wir nur bessere Straßenaufseher. Einmal, einmal . . . sollten sie uns hinüberlassen.“

Und wie er da stand, fest auf seinen starken Beinen, die Klappe weit hinten im Genick, die Muskeln an den Armen straffend und stehend, war er das Vorbild gesunder, männlicher Kraft. Seine grandiose Unbescheidenheit erregte fast den Neid Desiders, der grüblerischer, sensibler war, mehr in der Innen- als in der Außenwelt lebte.

Er sprach mit dem Freunde fast gar nicht mehr von Helena. Immer tiefer verschloß er ihr süßes Bild in seine Seele, und nur in Stunden, da er ganz allein und einsam war, holte er es hervor und betete zu ihm wie zu einer Reliquie. Wenn er auch nie darüber sprach, er sehnte den Krieg ebenso herbei wie Franz, nicht etwa wie dieser aus dem Uberschuß seiner Kraft heraus, sondern weil er ihn als die einzige Erlösung für sich ansah. Bis jetzt sah er neben seiner Pflast immer jenes Bild — immer, immer . . . es machte ihn weich, verträumt und trieb ihn dann wieder zu bitteren Selbstanklagen, die ihm die Freunde am Dienst vergällten.

Von alledem spürte Franz nichts. Seit dem Nachmittag, an dem Olga ihm ihre Liebe ins Gesicht geschrieben hatte, er sich längst wieder seine Ruhe zurückgewungen. So schön das Weib war, so befehlend sein Besty, sein Munde, für ihn war Olga Grefow unerreichbar. Niemand! Warum sollte er sich das Leben erschweren, indem er sich mit dem lieben Gott herumgankte? Der wollte nicht, daß er sich der Liebe dieser schönen Frau erfreue — gut, so gab er also nach. Es war zwar schad . . . und trotz aller leichtfertigen Lebensphilosophie gab's ihm im Herzen doch einen Miß, wenn er an sie dachte. Jetzt, da er überdies noch wußte, daß sie ihn wirklich und ehelich liebte, daß sie die Sehnsucht ihrer starken Frauenseele an ihn gehängt hatte . . . jetzt kam es ihm mehr als einmal recht behaglich vom Schicksal vor, daß es zwischen ihm und diesem Weibe eine so hohe Scheidewand aufrichtete. Aber — er war Soldat, gewöhnt zu gehorchen — Niemand!

Er vermied es, sie zu sehen, aber nicht aus Furcht, sondern aus Rücksicht für sie. Einmal trat er zufällig in

den Hof seines Hauses hinaus, als sie im Garten spazieren ging. Welch und schmal war das schöne Gesicht, die blauen Augen lagen tief in den Höhlen und waren gerötet vom heimlichen Weinen. Er wollte sich rasch verstecken, aber sie hatte ihn schon über den niedrigen Zaun erblickt und kam auf ihn zu.

„Franz“, sagte sie leise, „Franz!“

Und reichte ihm die Hand über das Gitter hinüber. Wohl oder übel mußte er sie ergreifen, aber sie hielt ihn nun mit beiden Händen. So standen sie ein, zwei Minuten einander schweigend gegenüber, und der Olga begleitende Posten schaute verwundert auf diese Szene.

Endlich gelang es Franz, sich loszumachen.

„Frau Gräfin, Abschied“, sagte er. „Der Posten schaut ja herüber.“

„Sie fürchten sich bloßzustellen . . .“

„Ja? Mich kennen meine Leute. Aber Sie, Frau Gräfin — Sie . . .!“

Da ließ sie mühsam seine Hände fahren und trat zurück.

Seitdem ging er nur in den Hof hinaus, wenn er sie in ihrem Zimmer wußte.

Drüben in Studovitzja verzehrte sich Ray vor Ungeduld. Weder entschied es sich, ob der Krieg erklärt wurde, noch rührten sich die bosnischen Behörden, die Gräfin nach Sarajewo zu bringen. Und der verhasste Bohnerperg lebte auch noch!

Härr Doktor Ray war ein Mann der Skrupellosigkeit. Mochte hinterher geschehen, was da wollte, er beschloß, Racovac zu überfallen, um Olga zu befreien . . .

Bier Uhr morgens. Franz war eben von einer Nachtpatrouille heimgekehrt und gerade dabei, sich einen heißen Tee zu brauen, ehe er sich niederlegte. Da erklang's wie fernes Schießen — lang anhaltend und heftig, einen wirklich ernsthaften Kampf verrätend.

„Himmelhergott!“

Und huschenschnel fuhr Franz in den Dolman. Draußen gellte schon das Alarmsignal durchs Dorf . . . Nicht einmal den guten, heißen Tee vergaß er ihm! Als er aus seinem Zimmer sprang, stand Desider bereits vor der Tür, im Begriff, die Feldbinde umzuschleusen.

Immer ärger wurde das Schießen und zog sich langsam, aber stetig näher ans Dorf heran.

„Wer ist denn da draußen?“ rief Desider seine Unteroffiziere an.

„Der Nagh, Herr Oberleutnant, darf's sein.“
(Fortsetzung folgt.)

nach dem Kanal, wo er mehrere Schiffe versenkte. „Der Nebel war so dick“, berichtet er, „dass ich nicht weit sehen konnte. Ich mußte für Stunden untertauchen. Ich kam in der Nähe eines kleinen englischen Schiffes heraus und befehl der Mannschaft, in die Boote zu gehen; ich torpedierte es dann. Als eine Zahl von französischen Zerstörern Jagd machte, entging ich ihnen durch Untertauchen. Am selben Abend hielt ich gegenüber von Havre die „Dulwich“ an und gab der Mannschaft zehn Minuten, in die Boote zu gehen; in weniger als fünf Minuten war sie unten, unser Torpedo bohrte ein Loch unter den Schornstein. Am nächsten Tage gingen wir Cherbourg gegenüber in die Höhe, um uns einmal umzusehen, gerade als der französische Dampfer „Bille de Viller“ aus dem Hafen herauskam. Er glaubte augenscheinlich, es wäre ein französisches Unterseeboot, das da aus dem Wasser auftauchte, und hielt die französische Flagge; aber dann floh er, ohne auf unsere Signale zu achten. Ich sah zwei Frauen und zwei Kinder an Bord, und wollte nicht ein Schiff mit Frauen und Kindern an Bord torpedieren. So machte ich also Jagd, und endlich stoppte die „Bille de Viller“, die 24 Mann, Frauen und Kinder, kletterten eilig in die Boote. Ich schickte vier Mann an Bord, die Bomben in den Rumpf legten und den Dampfer zum Sinken brachten. Sie fanden einen kleinen Territor, der zurückgelassen worden war und sich mit den Jähren zur Wehr setzte. Aber sie brachten ihn herunter, und seitdem ist er der Liebling von „U 16“. Ich gab den Frauen und Kindern Süßigkeiten und Nahrung.“ Zwei Tage später torpedierte Hansen die „Dinorah“, die mit Pferden und Artillerie beladen war.

Ueber die Empfindungen beim Unterseekrieg erzählte Hansen: „Es geht einem stark auf die Nerven, und nicht jedermann kann es aushalten. Wenn wir in der Nähe des Feindes sind oder die Bitterung es notwendig macht, tauchen wir unter. Erst werden alle Oeffnungen geschlossen; dann pumpen wir die Luft bis zu einem gewissen Druck aus. Ich beobachte das Barometer, um zu sehen, ob der Druck herunter geht oder nicht. Ist dann alles in Ordnung, dann tauchen wir nieder, und eine totenähnliche Stille herrscht in dem Boot; die elektrische Maschine ist geräuschlos, und das Wasser ist ein guter Isolator, so daß wir häufig den Propeller eines Schiffes hören, das über uns vorbeifährt. Die heiße, mit dem Oelgeruch der Maschine gesättigte Luft ist nicht gerade angenehm. Neue Mannschaften überfällt oft eine überwältigende Schlafsucht, die nur mit der höchsten Willensanstrengung überwunden werden kann. Ich habe Leute gehabt, die die ersten drei Tage nichts aßen, weil sie die Zeit dafür lieber zum Schlafen benutzten. Die Angaben, daß es auf dem Unterseeboot keine Seefrankheit gibt, sind unrichtig. Wenn wir lange unten bleiben müssen und die Luft sehr schlecht wird, dann erhalten alle Leute außer denen, die den Dienst tun, den Befehl, sich niederzuliegen und absolut ruhig zu bleiben, da jede Bewegung die Lungen veranlaßt, mehr Sauerstoff zu verbrauchen und wir mit dem Sauerstoff sparen müssen, so wie ein verdurftener Mann in der Wüste mit dem letzten Tropfen Wasser. Feuer gibt es nicht, da Feuer Sauerstoff verbrennt und die elektrische Kraft in den Akkumulatoren zu kostbar ist, um mit Kochen verschwendet zu werden. So begnügen wir uns mit kalter Küche. Tag für Tag habe ich in solch engem Raum, wo man die Beine kaum ausstrecken kann, wo man stets mit Anspannung aller Nerven auf dem Posten sein muß, acht Stunden lang gefessen oder gestanden, meine Augen an das Periskop geheftet und in das leuchtende Glas starrend, bis mir Augen und Kopf weh taten. Wenn die Zeit der Ablösung da ist, dann suche ich einen guten Schlaf unter Wasser, während das Boot oft wie eine Wiege hin und her schaukelt. Bevor wir aufsteigen, befehle ich stets die größte Ruhe für einige Minuten, um festzustellen, ob man eine Dampfmaschine in der Nähe hört.“

Als den schlimmsten Feind der Unterseeboote bezeichnete der Kapitän das Wasser, denn „es ist immer die gleiche Gefahr des Versinkens.“ Er erklärte, daß die Schnelligkeit der neuesten deutschen Unterseeboote so viel größer ist als die von „U 16“, daß für einen Dampfer von durchschnittlicher Geschwindigkeit jeder Nachverfolgung nutzlos sein wird. Mit Bezug auf die geheime Sammelstelle, die die deutschen Unterseeboote an der Küste Englands haben sollen, meinte er lachend: „Haben Sie die Engländer nur immer suchen! Je mehr ihre Zerstörer nach diesem geheimen Rendezvous jagen, desto weniger brauchen wir uns um sie zu kümmern.“ Von den Gerüchten, daß die Engländer Offiziere und Mannschaften der U-Boote nicht als Kriegsgefangene behandeln wollen, sagte Hansen: „Ich kann es nicht glauben. Sie wissen, daß wir nur Befehlen gehorchen. Uebrigens würde es auch nichts ändern. Selbst wenn sie die hängen, die sie gefangen nehmen, werden wir unsere Pflicht tun.“

Zur Bestellung kultivierten Neulandes.

Bemerkungen zu dem gleichlautenden Artikel des Herrn Hofbesizers A. Gottburgien, Rödems, in Nr. 3 des Landwirtschaftlichen Wochenblatts für Schleswig-Holstein. — Von Geh. Reg.-Rat Dr. Tacke, Vorsteher der Moor-Versuchstation in Bremen.

Die Schriftleitung des Landwirtschaftlichen Wochenblatts für Schleswig-Holstein hat mich gebeten, zu den wichtigen Fragen, die in dem oben genannten Artikel behandelt werden, Stellung zu nehmen. Ich tue das um so lieber, weil ich bei voller Uebereinstimmung mit der Absicht und dem Endzweck des Artikels glaube, daß einzelne Ausführungen nicht unwidersprochen bleiben dürfen.

Der Herr Verfasser schreibt: „Die Niederungs- und Uebergangsmoore in Schleswig-Holstein sind zum größten Teil in Kultur genommen, während noch viele Hochmoore und Sandheiden der Erschließung harren.“ Es kommt nun allerdings bei der Beurteilung des Kulturzustandes sehr auf die Anfruchtbarkeit an, die an die Leistungen des Kulturlandes gestellt werden. Für mich unterliegt es nach meinen vielfachen Beobachtungen in Schleswig-Holstein nicht dem geringsten Zweifel, daß in fast allen größeren und kleineren Niederungsmoorgebieten große Flächen, insgesamt Tausende von Hektaren Bodens vorhanden sind, deren Erträge nach Menge und Güte in schreiendem Widerspruch zu ihrer Boden- und Leistungsfähigkeit bei zweckmäßiger Behandlung stehen und die im landwirtschaftlichen Sinne nicht anders wie als Oedland bezeichnet werden können. Namentlich die Qualität des aus minderwertigen Gräsern und Sauergräsern bestehenden Futters läßt mehr als alles zu wünschen übrig. Ich verkenne durchaus nicht, daß mancherorts heute noch die Wasserverhältnisse, der zu hohe Grundwasserstand und die Unmöglichkeit einer ausreichenden Senkung der höheren Bodenkultur entgegenstehen, aber vielerorts bedarf es nur verhältnismäßig geringer Anstrengungen, auch jetzt schon angemessene Wasserverhältnisse herbeizuführen. Gerade diese Flächen sind es, die für die schnelle Steigerung der Erzeugung von Futtermitteln und Nahrungsmitteln im laufenden Jahre eine besondere Bedeutung beanspruchen. Wenn sie in gute Wiesen und Weiden umgewandelt werden sollen, ist in der weitaus überwiegenden Zahl von Fällen ein voll-

kommener Umbruch und eine neue Ansaat mit geeigneten Alee- und Grassamerarten erforderlich. Eine vorhergehende ein- oder mehrjährige Ruhung zu Ackerbau erleichtert und sichert die Kultivierung zu bauern-dem Grünland in um so höherem Maße, je geringwertiger und widerwärtiger die vorhandene Bodenmarke ist. Da diese Böden von Natur durchschnittlich so stickstoffreich sind, daß sie einer Stickstoffzufuhr entraten können, genügt für die Erzielung voller Ernten lediglich eine Düngung mit Kali und Phosphorsäure in Form von Kalisalz, Thomasmehl oder Superphosphat. Dies ist um so bedeutungsvoller, als infolge der Behinderung der Zufuhr von Chlorsalpetern leider ein starker Mangel an stickstoffhaltigen Düngemitteln vorhanden ist. Der Umbruch, Kriessgefangene für diese Kulturen heranzuziehen und die Bodenbearbeitung mit Hacke und Spaten vornehmen zu lassen, ermöglicht deren Durchführung auch dort, wo wegen zu hohen Winterwasserstandes oder wegen Mangel an Gespanntieren oder Unkenntnis der hochgemäßen Ausführung derartiger Arbeiten (Anwendung von Pferdegeschühen) die Anwendung von Geräten erschwert oder unmöglich ist. Auf dem gut vorbereiteten Niedermoorboden und auf moorigem Boden dieser Art können Kalm- und Hackfrüchte mit bestem Erfolg gebaut werden. Man tut aber gut, nicht hochgezüchtete, anspruchsvolle Spielarten auszuwählen, sondern gut vorbereitete Saatgut einer einheimischen Sorte, und die Sommerhalbmischfrüchte so früh wie eben möglich zu säen. Die Anwendung schwerer Walzen zur Verdichtung des Bodens ist sehr wichtig.

Und nun zur Reinkultur der Hochmoore und Sandheiden! Der Ausnutzung neukultivierter Flächen auf diesen Böden für den Kalm- und Hackfruchtbaue wird in erster Linie bei ihrem starken Stickstoffbedarf durch die erreichbare Menge von stickstoffhaltigen Düngemitteln ein Ziel gesetzt werden. Man wird bei Stickstoffmangel auf Anbau von stickstoffammelnden Gründüngungspflanzen in erster Linie Bedacht zu nehmen haben, denen im nächsten Jahr eine Kalm- oder Hackfrucht folgen kann. Wo aber die Möglichkeit ausreichender Düngung, insbesondere mit Stickstoff in Form natürlicher oder künstlicher Düngemittel besteht, soll man sich nicht durch die Furcht vor den Humussäuren abhalten lassen, selbst verhältnismäßig spät in diesem Frühjahr fertig gewordenen Sand noch für dieses Erntejahr zum Kalm- oder Hackfruchtbaue zu benutzen. Die früher bei Reinkulturen in Moor und Heide geübte ein- oder mehrjährige vorbereitende Bearbeitung hatte, wenn es nicht auf die Zeit ankam, ihre Berechtigung, und auch heute noch ziehe ich es, wenn Eile nicht nottut, vor, wenigstens den Reubuch einen Winter der Einwirkung der Atmosphären auszuweichen. Die Bearbeitung ist danach gewöhnlich leichter und vollkommener und der Ertrag sicherer. Das schließt aber nicht aus, daß man es mit bestem Erfolg nicht auch anders machen kann und unter den heutigen Verhältnissen, wo es nur immer möglich ist, auch anders machen muß, um noch möglichst große Flächen für die diesjährige Pflanzenerzeugung heranzuziehen. Der Wert der längerem vorbereitenden Brachebearbeitung liegt in erster Linie in der Erzielung eines besseren physikalischen Bodenzustandes. Durch die für die verschiedensten Verhältnisse erprobten Pflüge für Reinkulturen in Verbindung mit Zeller- und Flügellagen und Walzen können wir heute eine viel schnellere und bessere Bodenbearbeitung ausführen, als es früher möglich war. Wenn z. B. bei Reubüchen auf Hochmoor oder Heideboden die Heide durch Brennen oder Abhauen beseitigt, ein Teil des Kalks oder Mergels vor dem Pflügen gestreut und mit der Zeller- oder Flügellage eingearbeitet, dann möglichst auf 22 bis 25 cm Tiefe gepflügt, der Rest des kalkhaltigen Materials ausgestreut und eingetretet und der Boden dann mit einer schweren Walze bearbeitet wird, so erhält man in kurzer Zeit einen verhältnismäßig recht guten Bodenzustand. Wo die billige Arbeitskraft von Kriegsgefangenen zur Verfügung steht, kann durch Spaten oder Hacke eine geradezu gartenmäßige Bearbeitung der Reinkultur erfolgen. Das Zupfen an Humussäuren, deren Schädlichkeit übrigens stark überschätzt wird, und die Kalkarmut der genannten Böden läßt sich fast mit der Geschwindigkeit, mit der chemische Umsetzungen erfolgen, beseitigen durch gleichmäßiges Ausstreuen auf das feinste zerkleinerte kalkhaltige Materialen und innige Vermischung derselben mit dem Boden mit Hilfe der genannten neueren Geräte. Namentlich hochprozentige Kalkmergel werden jetzt von einigen Fabriken in ausgezeichnete Mahlung geliefert, so daß sie leicht auf das vollkommenste im Boden verteilt werden können und überall in ihm zu schneller Wirkung gelangen. Bei dem mehr oder weniger tonhaltigen zudem mit vielen größeren und kleineren Krebsebrocken durchsetzten Geschiebemergel ist eine derartig gleichmäßige Mischung mit dem Boden allerdings nicht so leicht möglich.

Besonders wichtig ist für Reinkulturen im Hochmoor und auf Heideboden, was sehr häufig nicht beachtet wird, nicht anspruchsvolle, verwöhnte und hochgezüchtete Sorten anzubauen, die meistens völlig versagen, während mit einheimischen Sorten recht befriedigende Erträge erzielt werden. Auf Hochmoorkulturen vor allem gehören die im Hochmoor lange gebauten Spielarten, der Moorhafer und Moorroggen, die aber auch auf Heidenbrüchen zunächst besser gedeihen als andere Arten.

Um nur ein Beispiel für viele anzuführen! In der Versuchswirtschaft der Moor-Versuchstation im Königsmoor, Kreis Hartburg, wurde auf einer größeren mit harter Heide bestandenen Fläche die Heide beseitigt, am 12. und 13. März 1912 20 cm tief gepflügt, geeignet, am 14. März gemergelt, am 20. März gedüngt, am 21. März schwarzbunter Moorhafer gesät. Er brachte einen Ertrag von 22,5 dz auf das ha, und in anderen Fällen haben wir selbst bei noch späterem Umbruch noch wesentlich höhere Erträge zu verzeichnen gehabt.

Also bei Reinkulturen in Moor und Heide unter den heutigen Umständen keine falsche Scheu! Man sorge nur für eine gute Bodenbearbeitung, die namentlich dort, wo Handarbeit von Kriegsgefangenen möglich ist, sehr vollkommen sein kann, dünge gut und richtig, beachte die oben gegebenen Fingerzeige und überlasse alles andere getrost dem Himmel. Wenn er nur halbwegs gnädig ist mit Regen und Sonnenschein, werden die Früchte auch auf den Reinkulturen gedeihen und befriedigende Erträge bringen.

Die Acherschnecke.

Bisweilen tritt in Deutschland bei langanhaltender feuchter Bitterung auf den Herbstfeldern und dann wieder auf der jungen Sommerung ein Schädling in großer Menge auf, der sich sonst meist auf Gemüse- und Blumengärten zu beschränken pflegt. Es ist die zu der Gattung der Speiseschnecken gehörige graue Acherschnecke, die mit sechs oder acht anderen, weniger häufigen Arten derselben Gattung die Vorliebe für feuchte Wärme teilt und sich um so stärker vermehrt, je günstiger für sie Boden und Bitterung in dem angegebenen Sinne sind. Wenn als Grundfarbe der

Acherschnecke ein helleres bis dunkleres Weißgrau angenommen wird, auf der sich zahlreiche, nach der Sohle zu verlaufende graue oder rötliche Flecke und Striche abheben, wenn man als die Länge des Tieres 3—6 Zentimeter bezeichnet findet, so sind das Angaben, die allerdings für die meisten der anderen Arten zutreffen. Trotz dieser mangelhaften Beschreibung ist eine Verwechselung der Schnecke mit ihren nächsten Verwandten nicht zu befürchten, da sie als Garten- und Feldverwüsterin allein in Betracht kommt. Die Nahrung der Acherschnecke besteht aus allen pflanzlichen frischen, namentlich jüngeren Pflanzenteilen. Obst, Kürbisse, und Pilze sind für sie Vorkommen, von Gemüsepflanzen wird kaum eine Art verschmäht, und die Blätter des jungen Sommer- und Wintergetreides werden nicht minder gern angenommen. Man kann ihre Anwesenheit, auch wenn sie an der beschädigten Pflanze selbst nicht mehr gefunden wird, daran erkennen, daß die Blätter der Fläche durchlöchernd und nicht, wie es viele Insekten vom Nande her betreffen sind. Tagsüber, namentlich im Sonnenschein, ruht die Schnecke in dunkeln und feuchten Schlafhöhlen, zwischen Erdschollen, den Blättern, auch nur an deren Unterseite versteckt; mit dem Eintreten der Dämmerung kommt sie hervor und legt, um zu den ihr bekannten Fraßplätzen zu gelangen oder um neue aufzusuchen, oft ziemlich weite Wege zurück. Man kann das am Morgen leicht an den zarten, silberglänzenden, an der Luft schnell trocknenden Schleimstreifen erkennen, die auf ihren Wanderungen zurückläßt und die um so leichter sind, je trockener der Boden war, den sie zu passieren hatte. Zur unmittelbaren Bekämpfung dieser Schnecke auf den Getreidefeldern sind in erster Linie solche Stoffe geeignet, die sich in feiner Verteilung ausstreuen lassen und auf die Schnecken eine ätzende Wirkung ausüben. Dazu gehört in erster Linie Kalkstaub, Chlorsalpetern und alle kalkhaltigen Düngemittel. Werden die Schnecken von dem feinen Pulver getroffen, suchen sie sich davon durch eine starke Schleimabsonderung zu befreien, aus der sie schließlich wohl geschwächt, sonst unversehrt wie aus einem Mantel herauskriechen. Sobald die Wiederholung der Bestäubung führt dann aber zu ihrem Tode, da sie nun nicht mehr imstande sind, sich mit einer neuen Schleimbülle zu umgeben, und der ätzenden oder wasserentziehenden Wirkung der Streumittel preisgegeben sind. Zur Verteilung bedient man sich am zweckmäßigsten einer Düngerstreumaschine; steht eine solche nicht zur Verfügung, so streue man das Mittel mit der Hand und gebe mit halbem Wind über das Feld. Ein Schlag fertig behandelt, so wiederhole man das Bestreuen in einem Zwischenraum von einer Viertel- bis halben Stunde, um den mit dem ersten Abschlachten beschäftigten Schnecken nicht Zeit zu lassen, ihre Schleimhöhlen aufzulösen. Als beste Zeit für diese Bekämpfungsmethode ist die späte Abend- oder früheste Morgenstunde eines windstillen und trocknen Tages anzusehen, da dann die Tiere am sichersten auf den Pflanzen angetroffen sind. Beim Ausstreuen von Kalk beobachtet man die gewöhnlichen Maßregeln zum Schutze der Augen, indem man festansitzende Brillen verwendet und die Augenbrauen mit etwas Oel befeuchtet. Nach Beendigung der Arbeit darf das Gesicht erst dann mit Wasser gewaschen werden, nachdem man es mit Oel abgerieben hat. Die zu verwendende Menge richtet sich nach der Dichtigkeit des Pflanzwuchses und der Feinheit des Streumaterials. Im allgemeinen wird man für ein zweimaliges Bestreuen mit 3 bis 400 Kilogramm für 1 Hektar auskommen. Ebenfalls im Gemisch mit Erde oder Sand (20 Kilogramm Eisenpulver auf 1 Hektoliter Sand) soll sich gut bewähren haben; da wird man wohl in den meisten Fällen dem Kalk den Vorzug geben. Um der weiteren Ausbreitung der Schnecke auf den Feldern zu steuern, ist vorgeschlagen worden, stark besaaten Flächen mit einem schmalen ununterbrochenen Streifen von Kalkstaub, Kalk, Gerstenstroh oder Stichtennadeln zu umgeben. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Mittel für einige Zeit helfen, da sie von den Schnecken nicht überschritten werden; besser aber ist es, in der beschriebenen Weise gleich zu einer gründlichen Vertilgung der Schädlinge zu schreiten, als Material und Mühe für ein Verfahren zu verwenden, das die schon bedrohten Pflanzen nicht zu schaden vermag.

In Gemüsegärten kann die Bekämpfung der Schnecken außer in der oben beschriebenen Weise auch noch auf anderen Gesichtspunkten erfolgen. Hier bietet die Lückliche Anlage und tägliche Revision geeigneter Schutzmittel ein leicht durchführbares Mittel, große Mengen von ihnen zu vernichten. Namentlich eignen sich dazu kleine Bündel kurz geschnittener Rohre, in dessen Hohlungen sich gern verziehen, und Dachziegel, die zwischen die Pflanzen gelegt werden; ja unter Umständen kann sich das Lesen der Schnecken in den frühen Morgenstunden von den Pflanzen lohnen. Wenn die Beobachtung, daß sie sich aus dem Geruch abgestandenen Vieres anlocken lassen, richtig ist, wird man sie dadurch, daß man Blumenuntersätze aufstellt und an ihren Fraßplätzen aufstellt, vielleicht auch in größerer Zahl anlocken und vernichten können. Oben die Schnecken von vielen Tieren, namentlich von den verschiedensten Vögeln, sehr gern gefressen werden, können wir uns auf deren Hilfe doch nicht verlassen; eine Annahme bilden vielleicht allein die Kröten, die bei genügender Zahl wohl imstande sind, einen Garten vollständig von ihnen frei zu halten. Der Gärtner hat deshalb alle Ursache, diese stillen Helfer zu schonen, bei ihrer großen Gefräßigkeit allmählich viele von ihnen beseitigen, ohne daß sie selbst auch nur den geringsten Schaden tun.

Vermischtes.

— Fürsorge für Kriegsverstümmelte. Dem Ehrenpflicht genügend, will der Handwerkerstand dazu beitragen, den Kriegsverstümmelten bei der Schaffung eines neuen wirtschaftlichen Stellung behilflich zu sein. Werden infolge der Verkrüppelung ihren bisherigen Beruf nicht weiter ausüben können und andere leichte Berufe wählen müssen. Eine entsprechende Vorbildung ist ihnen die Wege geleitet. Es handelt sich nunmehr darum, geeignete Stellen zu vermitteln. Die Handelskammer Wiesbaden ersucht daher um gefl. Mitteilung, ob für welche Arbeiten durch Mitglieder der Innungen, Gewerbe-, Handwerkervereine und handwerkliche Vereinigungen des Kammerbezirks oder deren Bekannte etwa ein solcher Kriegsverstümmelter beschäftigt werden könnte und welchen Bedingungen. Es kommt vor, daß der Verkrüppelte einen Arm, eine Hand, ein Bein oder einen Fuß verlor, oder in der seitherigen Weise nicht mehr benutzen kann. Man wird daran ermahnen können, für welche Arbeiten Verwendung möglich ist, vielleicht im Büro, Lagerraum, Botendiensten, Beaufsichtigungen und dergleichen.

Verantwortlicher Schriftleiter: Karl Sattler.